Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 7

Artikel: Im Bann der Heide [Schluss]
Autor: Haggenmacher, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662691

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Doch Liebe hält die Herzen jung
Für Gutes, für Begeisterung.
Der ist verlassen nicht, nicht arm,
Den Liebe hält in weichem Arm,
Was bessres weiß der Engel nicht,
Als liebverklärt ein Angesicht.
Wem ich das Schönste schenken will,
Dem schenk ich Liebe, treu und still!"
Und küßt sie auf die Aeugelein:
„Geh, schürze dich, sie harren dein".
Und wie er sprach, so ist's geschehn.
Ob sie den Himmelskuß nicht sehn
Auf ihrer Stirn? Ich glaube kaum,
Sie hielten's wohl für müß'gen Traum.
Doch was nicht ihre Augen sahn,
Der Seele hat sich's kund gethan;
Die hat den Trost, der ihr gesandt,
Den kleinen Engel schnell erkannt.
Die Andern sprachen: „Neue Sorgen!"
Sie sprachen: „Neuer Liebe Morgen!"
Die Andern: „Neues Mißgeschick!"
Die Liebe sprach: „Glück! neues Glück!"
Und ob es immer so beim Reden bliebe:
Getrost! das letzte Wort behält die Liebe.

Nachdruck verboten.

Im Bann der Heide.

Erzählung von Otto Haggenmacher.

II.

Dorothea wohnte schon seit einigen Jahren im Hause. Sie hatte einst im Schlosse der Eltern Klaras gedient und das Mädchen von seinen ersten Tagen an gepflegt. Da dieses ihr halb vergötterter Liebling geworden, hatte sie die Heirat mit dem Lehrer als eine durchaus selbstverständliche Sache gebilligt, hatte dafür die Entlassung aus dem langjährigen Dienste geerntet und war später, nachdem sie einige Zeit in ihrer alten Heimat zugebracht, von Sehnsucht nach dem geliebten Pflegling ergriffen, nach dem Heidedörfchen gewandert. Im Schulhause hatte sie freundliche Aufnahme gefunden. Sie bewohnte ein Dachkämmerchen und wollte hier

bis ans Ende ihrer Tage leben. Was konnte ihr das Leben in der Unruhe größerer Orte noch bieten? Im Bann der Heide zu leben erschien ihr nicht als etwas schreckhaftes oder doch beklagenswertes, nicht als eine Verbannung, wie anfänglich dem Lehrerpaare. Ob auch halb blind und zu keinen Diensten mehr fähig, galt sie, wegen ihrer Anspruchslosigkeit wohl gelitten, als ein Glied der Familie und war ungemein glücklich. „Wo es für zwei reicht, wird es auch für drei genügen", hatten Joseph und Klara gesagt, als die Alte eines Morgens erschienen war mit der Bitte, für immer bleiben zu dürfen. „Und wo es für drei reichte, wird auch für vier noch genug sein", sagten sie vor einem Jahre und nahmen auch den Hansl noch in das Haus auf.

Der war so recht ein Heidekind, armer Eltern frühverwaister Nachkomme, von seinem zehnten Jahre an als Schafhüter von der Gemeinde angestellt. Als solcher kam er freilich selten zur Schule. Der Lehrer erkannte aber bald, daß der Junge einen hellen Kopf und die Gabe rascher Auffassung besaß. Hansl konnte sich, besuchte er im Winter öfter die Schule, mit Fragen der Lernbegierde an den Lehrer nicht genug tun. Während der günstigen Jahreszeit suchte ihn Joseph zuweilen bei den Herden in weiter Heide auf. Da lebte der Bursche ein eigenartiges Leben. Er hatte sich im Gestrüpp, das um eine niedere, den Moorgrund durchsetzende Kalksteinbank wuchs, aus Zweigen eine kleine Hütte gebaut und deren Wände sorgfältig mit Moos ausgestopft, so daß er auch bei Regen und Sturm ein ordentliches Obdach hatte. In und vor dieser Hütte träumte er gar manchen schönen Glückstraum, angeregt durch die Reize der ihn umgebenden Natur. Ja, auch die weite Heide entfaltet manche Schönheiten. Aufmerksamer Sinn und ein geübtes Auge sieht sie gar wohl, wenn der Himmel wie eine unendliche krystallene Kuppel die weite Fläche überwölbt und die Wolken an ihm bald wie lichte Kähne durch ein azurenes Meer dahinschwimmen, bald wie drohende ungeheure Bergriesen am Horizonte aufsteigen, flammende Geschosse zur Erde niederzücken und des Donners zornige Sprache sprechen; oder wenn, so ganz anders wieder, der Mond sein zauberisches Licht über die unbegrenzte Ebene gießt und die Schwaden von Nebel oder Torfrauch wie verschleierte Gestalten gespensterhaft dahinschleichen; oder wenn die Frühlingsstürme das kalte Winterlinnen von der Erde wegziehen und der braune Grund mit leichtem, zartem Grün sich schmückt, darin der Lenz wie in einen Teppich zahllose Blüten webt, Blumen so klein und bescheiden, aber doch jede in ihrer Art wieder so schön und so duftig; oder wenn der Herbst Gras und Moos wieder braun färbt und über das ganze Gefilde eine wehmütige Stimmung breitet, und wenn die Sonnenstrahlen wie lebensmüde

in mannigfachstem Lichtwechsel darüber hinhuschen und hoch oben in den Lüften eilenden Fluges die Wandervögel ziehen. Hansl, der ja ganz mit der Natur lebte, sah das alles mit jedem Jahre klarer und deutlicher. Ihn fesselte all dies wunderbare Walten rings um ihn her immer mehr. Er nahm auch in dieser Einsamkeit eine unendliche Fülle des Lebens wahr, und tiefe Ehrfurcht ergriff ihn vor dem schöpferischen Geiste, den er geheimnisvoll durch diese gewaltigen Weiten schweben sah. Lag er an sonnigem Tage im Heidegras und schaute den Zugvögeln nach, so wünschte er mit ihnen ziehen zu können, eine ihm fremde Welt zu schauen. „Doch", sagte er dann zu sich selbst, „was hege ich armer Hirtenbube für törichte Wünsche!" Kam er aber in seine Hütte zurück, so ersetzte er das ihm unmöglich Erscheinende durch das Mögliche: er nahm ein altes, schon halb zerrissenes Buch vor, darin in rohen farbigen Bildern allerhand Sehenswürdiges aus allen Ländern und Erdstrichen dargestellt war. Seine Einbildungskraft ließ dabei die abgeblaßten Farben der Bilder neu erglühen und trug ihn wie auf einem feurigen Zauberrosse in die fremden Länder, in den Palast des Sultans, wie in den Wigwam des Indianerhäuptlings, nach dem Petersdom zu Rom, wie nach dem Kremel zu Moskau und weiß Gott noch wohin. Und er unterhielt sich in Gedanken mit allen Leuten, die er dort traf, und war überaus glücklich.

Jetzt streifte Hansl freilich nicht mehr durch die Heide, sondern saß fleißig hinter den Büchern. Der Lehrer hatte beschlossen, den Jungen zu schulen und etwas mehr als Hirte werden zu lassen. Wenn Lenz und Sommer wieder über der Heide lagen und wenn er nun von seinem Dachstübchen hinausschaute, dann ergriff ihn im Anfang noch oft ein wildes Heimweh nach der Freiheit und Schönheit der geliebten Heide; er lag noch im Banne ihres Zaubers. Bald jedoch gewöhnte er sich ganz im Hause ein. Er fühlte mehr nur, als daß er schon klar erkannte, wie gut es die Lehrerslente mit ihm meinten. Sein Herz überströmte von dankbarer Gesinnung. Er ließ es sich aber stille nur durch sein Tun anmerken; denn er wußte wohl, daß seine Pfleger keine schönen Worte haben wollten, so wenig Joseph als Klara. Zu dieser sah er wie zu einem höhern Wesen auf. Er hatte durch Dorothea erfahren, woher die Lehrerin stammte. Fast unfaßlich kam es ihm vor, daß die herrliche gute Frau ein, wie er meinte, glänzendes Glück verlassen hatte, um in der einsamen Heide als Schulmeisterin zu leben. Sie pflegte ihn so mütterlich, freundlich und liebevoll; wie konnte das nur sein, ein ehemaliges Freifräulein! Mit grenzenloser und doch nicht scheuer Bewunderung, mit verehrungsvoller Liebe erfüllte er, was sie von ihm forderte. Er wäre für sie bis ans Ende der Welt gewandert.

Seit einigen Wochen fiel es ihm auf, daß eine gewisse erregtere Stimmung die Pflegeeltern und auch Dorothea beherrschte. Sie schauten noch viel fröhlicher und glücklicher aus als sonst. Eines Tages bemerkte er, daß eine Wiege ins Haus gebracht wurde. Er ahnte; aber in seine Ahnung schlich sich unwillkürlich etwas wie wehmütige Besorgnis. „Wird es in Zukunft auch noch im gleichen Sinne heißen „unser Kind", wie bis dahin, wenn von mir die Rede ist?" Kam der unverdorbene Naturbursche auch nicht über diese Frage hinaus zu einer bestimmten Antwort, so machte sie ihn doch oft recht ängstlich. Warum, vermochte er sich doch nicht recht zu erklären.

Der nächste Juli legte in die Wiege einen kräftigen Sprößling. Unbeschreibliches Elternglück bewirkte ein ganz neues Leben im Hause. Klara strahlte vor Freude: ihres Vaters frevler Wunsch war vom Himmel nicht gehört worden. Hansl teilte das Glück der Pflegeeltern. Hörte er aber den jungen Erdenbürger kräftig schreien, dann durchzuckte ihn ein heimlicher Schmerz, als wäre jenes Schreien das Grablied für seine eigene Kindschaft im Hause. Er war nicht stark genug, seinen Schmerz ganz zu verbergen. Joseph und Klara schauten in die Tiefe seiner Seele. Und eines Morgens führte ihn Joseph an Klaras Lager, vor dem die Wiege stand. Beide drückten ihm herzlich die Hand und sagten: „Hansl, schau in der Wiege dein Brüderchen!" Er verstand das Wort, schaute das Kindlein eine Weile an, stammelte erregt: „Dank euch, tausendmal Dank!" stürzte hinaus, eilte auf sein Kämmerlein, weinte und wußte doch nicht warum und — vergaß allen Schmerz. Nachdem er sich mit sich selbst zurecht gefunden, zog er in die Heide hinaus und sammelte zwei herrliche Sträuße; nicht eine Blütengabe des sommerlich grünen Grundes fehlte darin. Heimgekehrt, drückte er den größern Strauß Klara in die Hand, den kleinern legte er dem Brüderchen in die Wiege.

Warum aber schauten jetzt der Lehrer und Dorothea so ernst drein? „Hansl", sagte der Lehrer, zum Ausgehen gerüstet, „geh statt meiner diesen Nachmittag in die Schulstube hinunter, laß die Kinder schreiben und überwache sie. Ich muß augenblicklich nach der Stadt." „Was gibt's, was gibt's?" fragte Hansl voll Schrecken. „Deine Mutter ist krank", antwortete der Lehrer und machte sich ohne Säumen auf den Weg zum nächsten Arzte, gute sechs Stunden weit. Im Dorfe erbat er sich noch eine wackere Frau zur Wartung seiner Kranken. Als hätte ihn ein Donnerschlag getroffen, starrte Hansl eine Weile vor sich hin; dann rannte er mit der Selbstanklage: „Dummkopf, der ich bin! Tragen mich meine Füße nicht schneller zum Arzte?" dem Lehrer nach. Er holte ihn bald ein und bat ihn um Verzeihung, daß er nicht alsbald zu dem Gange sich

„Die Kreuztragung Christi“ von Raffael.

anerboten habe. Der Lehrer wies ihn jedoch zurück: „Gut, Hansl, aber in diesem Falle muß ich selbst gehen. Kehre nur getrost zurück."

Es war ein schwüler Nachmittag. Drückend schwül lag es auch auf dem Gemüte Hansls, während er vor den flüsternden Kindern im Schulzimmer auf- und abschritt. „Die Mutter ist wohl schwer krank. Wenn sie sterben müßte!" Er schauderte bei diesem Gedanken zusammen. „Unmöglich!" Da pochte ihn die alte Dorothea heraus.

„Hansl, hör', du mußt uns helfen. Frau Klara liegt in heftigen Fiebern."

„Wie kann ich da helfen?"

„Du kannst."

„Ich bin doch kein Doktor?"

„Ach, die Doktoren wissen auch nicht alles. Sieh, da hilft kein Studierter mehr. Ich weiß nur noch eins. Du hast ja wohl auch schon gehört von der alten Zigeunerin, die fünf Stunden von hier wohnt. Die besitzt, alle Frauen im Dorfe wissen es, ein Mittel, wenn kein Doktor mehr helfen kann!"

„Aber, liebe Dorothea, wenn es die Eltern merkten! Sie sagen, das sei Aberglauben. Das tu ich nicht; ich will sie nicht betrüben."

Die Alte ließ nicht nach. Sie setzte mit Bitten und Beschwörungen Hansl so hart zu, daß er die Kinder entließ und sich eiligst aufmachte. Das Herz war ihm dabei recht schwer.

Nicht weniger Dorothea. Wie gut war es, daß eine tüchtige Frau aus der Nachbarschaft bei der Kranken weilte; Dorothea, von Schrecken wie gelähmt, bedurfte fast selbst der Hilfe. Die Stunden schlichen ihr unerträglich langsam hin. Und doch konnten vor Mitternacht weder Joseph noch Hansl zurück sein. Und wenn doch nur Hansl zuerst wieder da war; denn er nur brachte das rettende Mittel, wie sie glaubte.

Allmählich brach die Dämmerung herein. Klara ward immer unruhiger. Ein heftiger Fiebersturm verwirrte sie vollständig. Sie staunte mit glasigen Augen und hochgeröteten Wangen vor sich hin und lag zuweilen regungslos da; dann schnellte sie wieder schreckenvoll vom Lager auf und rief in markdurchdringendem Tone: „Joseph, Joseph, wo bist du? Hast du mich verlassen? O rette mich, rette mich vor diesen gräßlichen Weibern! Siehst du nicht, wie sie unser Kind rauben?

Derweilen befand sich Joseph noch meilenweit von dieser Stätte schwerer Heimsuchung, allerdings schon wieder auf dem Heimwege. Er hatte den Arzt, einen Bekannten aus der Studienzeit, getroffen. Dieser hatte ihm, noch andere dringende Besuche schuldig, versprochen, am frühen Morgen zu Pferde nach dem Heidedorfe zu eilen, und ihm einige wirksame

Mittel mitgegeben, die sogleich angewendet werden sollten; noch sei Hoffnung auf Rettung da. Umsonst hatte Joseph ein Pferd zur schnellern Heimkehr zu mieten gesucht. Kaum durch Speise etwas gestärkt, mußte er zu Fuß zurückeilen. „Haben mich die Füße bis jetzt getragen, so werden sie mich auch wieder heimtragen. Willenskraft vermag Großes."

So ermahnte er sich selbst und eilte wieder durch die meist pfadlose Heide, als sich die Dämmerung schon niedersenkte. Ein schwacher, aber schwüler Windhauch wehte von Süden her. Am westlichen Himmelsrande zog eine dunkle Wolkenbank auf, aus der es unaufhörlich wetterleuchtete. Dichter Dunst verschleierte den Himmel. Nur die hellsten Sterne schimmerten noch matt durch, als die Nacht völlig hereinbrach. Peinlich schmerzten den Dahineilenden die wundgelaufenen Füße; glühender Durst quälte ihn. Aber er achtete das wenig. Vorwärts, vorwärts! rief ihm die Stimme der Liebe mahnend zu, und vorwärts, vorwärts eilte er, froh, wenn ihm das Wetterleuchten zeitweilig die ihm wohlbekannten Spuren wieder zeigte. O, nur jetzt nicht verirren, zumal dort nicht, wo das Moor eine Strecke weit niederer Buschwald durchzieht und wo hinter diesem die leichte Erhebung des Bodens plötzlich in einen schluchtähnlichen Graben abfällt, darüber eine schlechte Brücke aus ein paar Balken führt, der einzig richtige Weg an dieser Stelle.

Der Busch ist erreicht. Wie unheimlich die Sträucher in den dunkeln Nachthimmel aufragen, als wären sie während des Tages zu Riesen ausgewachsen! So scheint es wenigstens Josephs erregten Sinnen. Er muß von Zeit zu Zeit anhalten. Die Pulse des Herzens pochen wie wuchtige Hammerschläge an seine Brust. Es ist ihm, als hörte er sie von außen her. Flüstert es nicht vernehmlich dort in den Zweigen? Gieng nicht ein Seufzen durch die Luft wie eines Sterbenden? Entsetzen erfaßt ihn. Die klare Ueberlegung ringt schon einen verzweifelten Kampf mit der erhitzten Einbildungskraft. Diese gewinnt mehr und mehr den Sieg. „O Gott, sucht mich die entschwundene Seele meines geliebten Weibes auf?" schreit er vor sich hin. Der Schall der eigenen Stimme führt ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Er rafft alle geistige und leibliche Kraft zusammen. „Nein, nein! Fort, du Spuk der Einbildung! Was grinsest du mir dort entgegen, blasser Tod? Fort, fort, aus meinem Wege! Ich fürchte dich nicht. Du bist ein Nichts. Vorwärts, vorwärts! Herz, halte aus!" Er erreicht die kleine Anhöhe. Die klare Besinnung kehrt zurück. Er späht, da hier kein Buschwerk steht, nach der Ebene aus. Von hier aus ist ja das Heidedorf sichtbar, wenn schon noch drei Stunden entfernt. „O Freude, dort schimmert ein Licht über die Heide hin! Ja, ja, dort steht mein Haus. Ich bin auf dem richtigen Wege." Sorgsam lenkt er

die Schritte über die kurze steile Böschung hinunter, glücklich überwindet er sie. Jetzt steht er an der gefährlichsten Stelle, in der Nähe der Brücke. Er will sich das Wachskerzlein anzünden, das er immer bei sich trägt. Aber ach, er findet kein Feuerzeug; er ließ es in der Eile zu Hause liegen. Er wartet, bis ihm ein heller Wetterschein die rechte Spur weist. Doch, was muß er sehen? Da ist kein Graben und keine Brücke. Der Grund läuft unmittelbar in das Moor aus. Verirrt! Er täuscht sich keinen Augenblick darüber. Er tröstet sich, der Umweg könne nicht groß sein. Hat er denn nicht oben das Licht gesehen, und blitzt es nicht dort immer wieder auf? Weiter, weiter! Halb von Sinnen stürzt er dem Lichtscheine nach. Da wird der Grund unter ihm immer weicher, immer feuchter. Und jetzt, was ist das? Zwei, drei Lichter tanzen ganz nahe vor seinen Blicken. Irrlichter! Die furchtbare Erkenntnis macht ihn taumeln: verirrt im weiten Moor in eigentlichen Sumpf; jeder Schritt weiter vielleicht ein Schritt näher einem wüsten Grabe. Verzweifelt ruft er um Hilfe. Wer aber sollte hier seine Stimme hören? Die Füße tragen ihn nicht mehr. Er bricht zusammen. Ihm ist, als müßte er sterben. Und wunderbar, alle bedeutsamen Erlebnisse von seiner Jugend auf drängen sich in der Erinnerung blitzartig, wie in einem Brennpunkte gesammelt, vor seine Seele. Er überschaut sein ganzes Leben, seine Kämpfe auf den Schlachtfeldern, seine Liebe, seine Ehe; er sieht noch, wie der Tod an das Lager seiner Gattin tritt und verliert dann unter dem Seufzer „Klara“ das Bewußtsein.

Während dieser furchtbaren Stunden eilte auch Hansl durch die dunkle Heide heimwärts, das Heilmittel der Zigeunerin sorgfältig im Wamse tragend. Auch ihm schlug auf diesem Gange das Herz und nicht weniger stürmisch als Joseph. Nicht aus Furcht vor der Heide; diese kannte er ja von früher her genau. Er war so manche dunkle Nacht draußen gewesen und hatte allmählich auch in der Finsternis eine gewisse Fühlung mit dem Boden zu seinen Füßen gewonnen, die ihm Sicherheit des Schrittes gab, so daß er auch aus gefährlichem Moor sich herausfand. Nein, es pochte in seiner Brust, weil er besorgte, er könnte zu spät kommen mit dem Heilmittel. Seit er es bei sich trug, glaubte er an dessen Kraft, fast mehr, als die Zigeunerin selbst, die ihn auf die Frage, ob die Kranke genesen werde, nur zweideutig angeblinzelt hatte. So schritt er sorgsam durch die Nacht fürbaß und ließ sich, der Dinge hier kundig, durch keines der vielen Irrlichter täuschen. Totenstille schwebte über der Einöde; dem Wetterleuchten folgten keine Donner nach.

Halt was war das? Rief nicht jemand um Hilfe? Unmöglich. Wer sollte um Mitternacht noch in der einsamen Heide wandern? Das

wagten ja nur mit ihr vertraute Hirten. Er steht einen Augenblick still, er lauscht. Er hat als Hirte da draußen ein gar feines Ohr gewonnen, gleich dem streifenden Indianer. Abermals vernimmt er, ziemlich entfernt, den Hilferuf. Er unterscheidet genau. Es ist nicht die Stimme eines Hüterbuben, es ist eine Mannesstimme. Noch einmal ertönt sie. Da durchzuckt es ihn schmerzlich wie Dolchstich. Er kennt die Stimme: Joseph ist in Not, hat sich verirrt, sein Weg sollte ihn nicht hier vorüber führen! Im Nu vergißt Hansl alle andern Rücksichten und Erwägungen. Was kümmert ihn noch Dorothea und ihr und sein Glaube an das Heilmittel? Was kümmert's ihn, ob Joseph schelten werde, daß er das Haus in so banger Zeit verlassen habe, um der Laune einer alten, abergläubischen Frau zu dienen? „Dem Vater muß ich jetzt zu Hilfe kommen, wenn auch die Mutter gerettet werden soll."

Spricht's und wendet sich nach der Richtung, aus welcher der Ruf erschallte. Mit den scharfen, von früher her auch an das Dunkel gewöhnten Augen späht er aus. Bald sieht er die Irrlichter auf dem Moore tanzen. Die Lage ist ihm sofort klar: diese tückischen Kobolde haben Joseph in die Irre geführt. Das Haupt des guten Jungen glüht, der Schweiß rinnt ihm in Strömen von Stirne und Wangen; denn jetzt erfüllt ihn furchtbare Angst. Da ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Wenn der Verirrte schon in dem zähen Moraste stäke; wenn er bei dem Versuche, sich noch herauszuarbeiten, immer tiefer sänke; wenn es seine letzten Rufe gewesen wären, ehe das gräuliche Element ihm den Mund für immer geschlossen; wenn er so elendiglich umkommen müßte, nachdem ihn der ehrenvolle Tod in wütendem Schlachtgetöse gemieden! Hansl sendet während seines Laufes die herzinnigsten Bitten zum Himmel auf; er glaubt an ihn, ob er noch so schwarz und drohend ihm zu Häupten hängt.

Bange Minuten verstreichen. Zweimal steht Hansl stille, um zu lauschen. Er hält sogar den keuchenden Atem zurück, um besser zu hören. Kein Laut schlägt an sein Ohr. Die Verzweiflung schenkt ihm Todesmut. Gradaus nun, auch in dem weichen Grunde, gradaus zum Ziele! Ein Wetterschein. Da, da, ganz frische Fußspuren. Er tappt ihnen nach, so gut es im Finstern geht; bald vernimmt er ganz nahe ein tiefes Atmen. Gott sei Dank, der Verirrte lebt noch! Nun stößt er auf einen menschlichen Leib. Ein neuer Wetterschein gibt ihm die Gestalt Josephs zu erkennen. Er beugt sich über ihn hin, schüttelt ihn sacht und ruft ihn an: „Der Hansl ist da!" Joseph schrickt aus wirrem Traum auf: „Erbarmen! Töte mich nicht. Was willst du von einem armen Schulmeister? Ich muß meine Gattin retten." Noch halb im Traume, wähnt er von einem Räuber überfallen zu sein, reckt sich jählings auf, schlägt wild um

sich und umklammert dann mit wütender Gewalt Hansl, um ihn zu Boden zu drücken. Hansl verliert unter dem Drucke des Rasenden fast den Atem. Kaum vermag er noch zu keuchen: „Um Gotteswillen, tötet mich nicht. Ich bin es ja, der Hansl!"

„Der Hansl!" stöhnt nun Joseph verwundert auf. „Ist es wahr? O Gott!" und entkräftet sinkt er wieder zusammen. Hansl hält ihn in sitzender Stellung aufrecht und küßt ihn glühend auf die Stirne, als wollte er dem geliebten Pflegevater die letzten wirren Vorstellungen damit vom Haupte wegscheuchen. Er reicht ihm die kleine Flasche mit Branntwein und ein Stück dürres Hammelfleisch, die ihm Dorothea mitgegeben und wovon er nur ganz wenig genossen hatte. Trank und Speise stärkten den Lehrer. Er sprach: „Dich hat ein gütiger Gott mir zugesandt, mein lieber Sohn! Aber sprich, wie kommst du hieher?"

„Vater, lieber Vater, verzeiht mir. Ich war Euch ungehorsam. Aber der Himmel selbst hat es wohl so haben wollen. Dorothea hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich zur Zigeunerin gieng, das Heilmittel für die arme kranke Mutter zu holen. Ich habe den Wettlauf mit Euch gewagt, aber weiß Gott nicht aus Aberglauben, sondern aus Liebe zu Euch und zu Klara. Verzeiht mir. Und wenn das Mittel doch hülfe?"

Joseph, durch die Erinnerung an Klara dem Leben und vollen Bewußtsein ganz wiedergegeben, umarmte den Knaben. „Nun, vielleicht hilft es auch", sagte er, um Hansl die Freude nicht zu trüben. „Doch, auf jetzt! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Findest du dich in dem gefährlichen Moor zurecht? O Gott, ob sie wohl die Nacht überlebt?"

„Ich glaube es", suchte Hansl den wieder unruhig Werdenden zu trösten. „Auf denn! Folgt mir genau auf dem Fuße nach."

„Hansl, du sollst sagen: folge mir. Du darfst mich von nun an nur noch mit du anreden. Nicht wahr, du tust das, mein Hansl, mein Sohn?"

Hansl vermochte vor Freude kaum ein „Ja, ja, Vater!" zu stammeln. Tränen wollten ihm den Blick trüben; aber er bemeisterte sie; jetzt galt es, klar zu sehen, soweit es die dichte Finsternis gestattete. Sie brachen auf. Joseph tastete bei einem kurzen Halte nach den Zeigern seiner Taschenuhr und seufzte: „Mitternacht ist schon vorbei. Sie werden sich um uns ängstigen."

Hansl befiel ein leises Zittern bei diesen Worten; doch ließ er sich's nicht anmerken und sagte so fest wie möglich: „Wir kommen doch noch vor Tag ans Ziel." Als gienge ein Schutzengel neben ihm, so sicher blieb er auf guter Fährte, ernster Gedanken voll wie Joseph. Also wanderten sie langsam zwei volle Stunden, und das Herz wollte ihnen dabei vor

Besorgnis und Ungeduld zerspringen. Ein teuerstes Gut stand für beide auf dem Spiele. Auf einmal schrie Hansl: „Vater, Vater, siehst du dort den Lichtschein?"

„Ich sehe nichts", antwortete Joseph dumpf. Er war während der letzten Stunde in schweres Brüten verfallen und folgte nur noch mechanisch seinem Führer, oft nahe am Zusammenbrechen.

„Doch, doch ein Licht! Dort ist das Schulhaus", versicherte Hansl. Sein Auge sah noch scharf genug.

„Wenn es nicht wieder ein Irrlicht ist", sagte Joseph tonlos.

„Nein, nein, ich kenne das. Mut, Mut, Vater!" Und wie in kindlicher Ungeduld faßte er Joseph fest bei der Hand und zog ihn rascher vorwärts. Joseph, fast willenlos, ließ es geschehen, ein erschöpfter Träumender, dem nur noch ein dumpfes Gefühl schwerer Pflicht die Kraft zum Gehen verlieh. Hansl merkte das unter furchtbarem Bangen und nahm um so mehr alle seine Kraft zusammen.

Fern im Osten säumte schon ein erster Dämmerschein den Himmel. Endlich, endlich trat es näher vor die Blicke, das Heidedorf. Der Boden war wieder fest. Das Licht aus dem Schulhause, immer heller werdend, hielt die Lebensgeister der beiden Wanderer wach! Ach, dort lag sie ja in der Kammer. Eine Lebende, oder schon zur Ewigkeit entschlummert? Vorwärts, vorwärts, um auf die quälende Frage bald Antwort zu haben.

Nun nur noch wenige Schritte. „Da sind wir!" ruft Hansl zum Fenster hinauf, an dem Dorothea ausschaut, die halbblinde, als ob sie noch in die Ferne zu blicken vermöchte. Wie gerne bildet man sich ein, noch zu besitzen, was man schon verloren hat. „Gott sei Dank! Sie sind da", ruft sie, als sie Hansls Stimme vernommen und der Beiden Schritte hört.

Die Pulse Klaras giengen nur noch schwach, als Joseph an ihr Lager trat, durch die Gemütsleiden und die Anstrengungen der letzten zwölf Stunden fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Es war ein Wettlauf mit dem Tode gewesen, den er und Hansl unternommen. Wären sie nur wenige Minuten später zurückgekehrt, der Tod, der schon drohend an Klaras Lager stand, hätte das Spiel gewonnen. So aber tat die Arznei noch ihre belebende Wirkung. Dorothea war's auch zufrieden, wenn man schon ihr Mittel nicht brauchte. Wurde doch ihr Liebling gerettet; wodurch, galt ihr nun gleichviel.

Gegen Mittag kam der Arzt. Zwei Kranke hatte er zu besorgen. Auch Joseph mußte sich für einige Wochen niederlegen. Nur langsam schritt die Genesung des Ehepaares vor, und ohne merklichen dauernden Schaden an der früher blühenden Gesundheit gieng die harte Prüfung dieser Tage für beide nicht ab.

Trotzdem war die Freude doch groß und beglückend, als Hansl, der treue, am Tauftage seines kleinen Brüderchens in aller Form Rechtens von Joseph und Klara an Kindesstatt angenommen wurde. Die beiden sagten wieder: „Unsere Kinder", nur hatte das jetzt noch viel tiefere Bedeutung als damals. Am Taufmahle mußten aber Joseph und Hansl den beiden Geistlichen, die auch zum schlichten Festchen geladen waren, ihren Wettlauf erzählen. Der Prediger erhob das Glas auf das Wohl der Genesenen und des ganzen Hauses und sagte: „Um der Liebe willen geschah das alles. Noch ist sie stärker als der Tod, auch da draußen im Bann der Heide."

Nansens Nordpolexpedition.

Von E. Weiß.

c. Schlittenreise und Heimkehr.

Am 14. März des Jahres 1895 verließen die beiden Männer ihr liebes Schiff und ihre treuen Gefährten. Die „Fram" lag an jenem Tage unter 84° nördl. Breite. Sie wurde der Leitung des erfahrenen Nordlandfahrers Sverdrup unterstellt. Bange Gefühle, tiefe Traurigkeit beschlich die zwei Kühnen, als die „Fram" ihnen ihren letzten donnernden Gruß nachsandte über die weite Eisfläche. „Wann werden wir wieder zu Menschen gelangen? werden wir überhaupt je wieder zurückkehren aus der schauerlichen Eiswüste?" das waren die bangen Fragen, welche sie an die Zukunft stellten.

In den ersten Tagen ging die Reise verhältnismäßig gut. Am Morgen, nach einem warmen Frühstück, brach man auf und machte ziemliche Tagemärsche nordwärts. Mittags wurde an geschützter Stelle, hinter einem Eiswall, Halt gemacht und man versuchte, etwas kalte Nahrung zu sich zu nehmen. Freilich ein schweres Stück Arbeit, da alle Lebensmittel steinhart gefroren waren. Am Abend richtete man an passender Stelle das Zelt auf, nahm wieder warme Speise zu sich, kroch in den Schlafsack und versuchte zu schlafen. Schrecklich litten die zwei Männer durch die Kälte. Bei einer Temperatur, die zwischen 40 und 50° unter dem Gefrierpunkt wechselte, gegen heulenden Nordsturm ankämpfen zu müssen, bei Nacht, nur durch das dünne Zelt spärlich geschützt gegen diese Kälte, auf dem Eise schlafen zu müssen — wahrlich, man meint, das Blut habe ihnen in den Adern gefrieren müssen. Der Schweiß, der vom Körper ausging, durchtränkte am Tage die Kleidung, so daß diese feucht wurde.